Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 221 (1942)

Artikel: Eine Schützenfestrede

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375147

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Meister umso leichter Behör, wenn sie den Fremden die schlechte Legierung ihrer Baren nachweisen konnten.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts konnten die Zürcher Goldschmiede geltend machen, sie erhalten mit ihrem Handwerf in der Stadt mehrere hundert Personen. In der neueren Zeit litt dieses Handwerf unter dem Juveliergewerbe, das, ohne eigene Verksätten, den Handel mit Gold und Silberwaren einführte und zusolge deren zum Teil maschineller Herstellung starf auf die Preise der Handarbeit drückte. Auch schadete ihm der Rückgang des Kleiderschmuckes, namentlich zusolge des Verschwindens der Volkstrachten. Als Patron verehrten die Goldschmiede ihren Handwerfsgenossen, den hl. Elizius, der infolge seiner Ehrlichseit und Krömmigkeit im Jahre 588 Bischof von Novon in Krankreich und später beilig gesprochen wurde. (Vild 7.)

Der bunte Blumenstrauß von Handwerten, über die wir in Kürze berichteten, umfaßt nur die des Bausgewerbes und die der Metallarbeiter. In fleinen Orten brauchten die in der gleichen Junft vereinigten nicht gleicher Urt zu sein. Innerhalb derselben ordneten alle ihre Ungelegenheiten nach ihren besonderen Bedürfnissen, aber im Nahmen der eingelebten, allgemein üblichen Gebräuche. Diese und die Handwertsvorschriften erscheinen uns heute in manchen Beziehungen recht fleinlich und sie

waren es oft auch. Darum entstanden die vielen Streitig. feiten. Doch dürfen wir nicht vergeffen, daß sich in früheren Zeiten das öffentliche und private Leben in viel engeren Grenzen bewegte als heute. Wenn auch gerade die Handwerker zusolge der ihnen vorgeschriebenen Wan-derjahre zu den Leuten gehörten, die oft recht weit in der Welt herum gekommen waren, so wanderte doch auch damals schon nicht jeder Handwerksbursche mit öffenen Augen und wachem Interesse für das Neue und Beson. dere und wußte schließlich nicht mehr von der Welt, als heute manche modernen Schnellreisenden. Aber selbst geistig Regsamen verwischten, wenn sie sich zu Hause bleibend ihrem Beruse bingaben, die Sorgen um das täge liche Brot mit der Zeit die gewonnenen Eindrücke und lenkten ihre Schritte in die einförmigen Wege des Alltags mit all seinem Rleinkram, dessen Bedeutungslosigkeit sie sich nicht einmal mehr bewußt waren. Nur wenn Sesellen vorsprachen, die aus Begenden kamen, wo der Meister einst auch gearbeitet hatte, oder gar Grüße von ehemalis gen Genossen überbrachten, dann erwachte bei fröhlichem Trunke die Erinnerung an die eigene Wanderzeit und fam zum Ausbrucke in Liedern zum Preise des Wander, lebens und des Handwerts, von Leid und Freud, von Liebe und Sehnsucht nach der Heimat, wie sie einst auf den Landstraßen und in den Herbergen erklangen.

Eine Schützenfestrede.

Es war vor dem letzten Weltfrieg. In einer Stadt Nordfrankreichs wurde das französische Bundesschießen abgehalten. Außergewöhnliche Begünstigungen bewirften jeweilen, daß zahlreiche Schweizerschützen an diesen Wettschießen teilnahmen. Unter ihnen figurierte der originelle Glarner Büchsenmacher Böckli, den die Natur mit einem weithin vernehmbaren, gellenden Sprachorgan ausgestattet hatte. Er war auch kein Berächter des Altohols und schoß hervorragende Resultate erst, wenn er "in Stimmung" war. Nun verstand er aber kein Bort französisch und war daher vollständig von seinen Kameraden abhängig. Das machte ihn nervös, und er fing bald über alles an zu schimpfen, trottdem die Schweizer mit aller Liebenswürdigkeit empfangen und behandelt wurden. Das hätten die Franzosen nicht anders getan. In ihrer Festhütte war den Schweizern ein Extratisch mit der Aufschrift "Tireurs suisses" reserviert, und an diesen Tisch seize man sich mitsamt dem unzufriedenen Meisterschützen zum Bankett. Sofort begann auch der Strom der offiziellen Festreden zu fließen. Der Brauch verslangte es, daß während derselben, die ausgerechnet an diesem Schweizertag sehr reichlich aussielen, in der Hütte nichts serviert werden durfte. Daher mußte man auch lange auf das Essen warten. Das paßte unserem hungrigen und durstigen Böckli umso weniger, als die offizielle Rednertribune mit den vielen Uniformen, den Mis nistern und Größtieren ordentlich weit vom Schweizer, tisch entsernt war und er von den Reden ohnehin nichts verstand. Beim Eintritt einer kleinen Pause steht er plötslich auf, wirft die Hände in die Luft und beginnt mit seiner Stentorstimme also: "Bringit Dihr lieber afangs öppis z'frässe als immer nu z'schnörre; Dihr schnörrit ja alliwil, anstatt daß me tät serviere. I schijß

ech uf die schöne Nede, we me nüt z'frässe überchunt. Das isch ja sei Schüßesest, das isch e Schnörrisest..." In diesem Tone suhr Böckli eine ganze Weile fort und schloß mit den Borten: "So, Ihr Schnörrichöge, Euch hanis emol gseit!" Darauf setzte er sich nieder.

Da die Franzosen an den nächsten Tischen von der Rede Böcklis gerade soviel verstanden, wie dieser von den ihrigen, erhob sich tosender Beifall, der einen Journalisten mit Notizblock und Stift an den Schweizertisch lockte, wo er sich bei einem Berner Schützen deren Dank und volle Anerkennung für den liebenswürdigen Empfang und die großartige Durchführung des Festes holke.

Am folgenden Tage war im offiziellen Festbericht zu lesen: "Im Namen der Schweizer Schützen toastierte der Glarner Böckli in seinem heimatlichen Dialekt für Frankreich, verdankte den warmen Empfang und die überaus freundliche Behandlung, wie sie nur Frankreich zu bieten gewohnt sei, rühmte auch die einfach großartige Organisation, den mustergültigen Schießbetried und die vordildliche Bewirtung. Es war nicht zu verwundern, daß die prächtigen, von Herzen kommenden Borte Beisall und helle Begeisterung ausgelöst haben und neuerdings dazu beitragen werden, die freundschaftslichen Beziehungen der beiden Nachbarvölker noch enger zu knüpfen und die gegenseitigen Sympathien zu festigen."

Die Notiz machte natürlich auch die Runde durch die Schweizer Zeitungen. Böcklin war der Held des Tages. Benn man ihn aber späterhin daheim am Stammtisch etwa einmal mit seiner "offiziellen Festrede" aufzog, schmunzelte er und erwiderte: "Das isch nu de blaß Niid vo Eu. Dihr sid ganz di gliiche Schnorrichöge wie d'Franzose, aber hä, dene hanis gseit, daß me's in Frankrich und im Schwyzerland verstande hät! Prosit einiwäg!"